

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-340993](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-340993)

lichen und Freudigen des BisherGESAGTEN zu stehen scheint. Ich sage scheint. Wer weiß, ob alle diese Zeitstürme nicht segenreiche, lustreinigende, befruchtende, eisbrechende, also wohlthätige Erscheinungen sind, wie jeder Frühling einige dieser Art bringt. Solche rauhe Tage hat die Welt schon einige gehabt, der längste und merkwürdigste bleibt der, welcher dem Sieg des Christenthums voranging. Die Stürme unserer Tage haben gar viel Aehnliches mit jener Zeit, und es ist sehr zu fürchten oder doch zu erwarten, daß auch die Zeit der Martyrer, die zähen Verfolgungen wieder kommen. Wir hoffen, das werde die Sonne göttlicher Gnade und Erbarmung so wenig rückgängig machen als das gesammte tolle Unwesen unserer Wolkenregion Frau Sonne aus ihrer musterhaften Gelassenheit zu verrücken vermag. Aber Aufblick zu jener Gnaden Sonne ist vor Allem nothwendig, und Einblick in's eigne Herz und in den geistigen Haushalt, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei, wenn etwa unversehens der Herr käme, um Rechnung abzufordern, beim Einblicke aber es nicht bewenden zu lassen, sondern allfällige Defecte zu verbessern. — Doch da komme ich schon wieder in's Predigen hinein! So geht's, wenn unferneis, der die Welt nicht kennt, sich an's Kalendermachen wagt. Somit Punktum und, wie zu Anfang: Gott zum Gruß!

### Das Licht im Fenster.

„Ich will das Licht im Fenster brennen lassen, bis Du heimkommst, Emil.“

„Thu's nicht, Mutter, es dürfte spät werden,“ entgegnete der junge Mann und trat mit einer gewissen Unentschlossenheit unter die Thüre.

„Doch. Das Gäßchen ist finster, und der Stumpfen Licht wäre schlecht gepart, wenn Du allenfalls fielest. Merke also, ich werde das Licht brennen lassen, bis Du zurückkommst.“

Es war eine gesunde kräftige Schottin, die, während sie mit dem Sohne sprach, emsig zu bügeln fortfuhr, und die fertige Wäsche, weiß wie frischgefallener Schnee, in einen großen Korb neben sich legte. Im Zimmer befanden sich noch vier Kinder, zu jung, um etwas zu verdienen, Emil aber zählte achtzehn Jahre, und war ein hübscher, lebensfroher Bursche. „Wenn er nur ernster und gefesteter wäre,“ seufzte die Mutter oft, er aber beachtete den stillen Kummer der Wittve nicht. Tag für Tag lungerte er mit andern Jungen am Strande herum, erwartete die ankommenden Boote, oder warf Steine in's Wasser, auf daß des Dorfes vierbeiniger Liebling, der große Neufundländer „Sultan“ sie apportire. All das sei nichts Schlimmes, meinte die Mutter, Abends aber gestaltete sich der Dinge Gang anders, und mit klopfendem Herzen lauichte die ehrbare Wittve den Schritten des Sohnes, weil sie stets fürchtete, er möchte einmal, gleich des Gutsherrn Söhnen, zu viel trinken. Als sie aber Emil an diesem Abende so jugendfrisch und blühend unter der Thüre stehen sah, erleichterte sich ihr Herz, und die gute Frau flüsterte vertrauensvoll: „Eines Tages wird er gewiß zur Einsicht kommen, und mir bei Erziehung der Kinder eine Stütze sein.“

Und so bügelte sie fort, bis ihr Tagewerk vollendet, und stellte dann das Licht in's Fenster, auf daß es dem Sohne den dunkeln Pfad der Heimkehr erhelle. Die Kerze brannte ab und erlosch flackernd, aber kein Emil erschien auf der Schwelle des bescheidenen Hüttchens: Emil Cameron, so hieß die Familie, war durchgegangen, kein Mensch wußte wohin.

Das Leben zu Hause erschien ihm zu hart, der Mutter wachsame Auge ärgerte ihn, und so verließ er das heimatliche Dach, um seinem Willen zu folgen, seinen Weg zu gehen; nie aber vermochte er sich die Worte aus dem Sinne zu schlagen: „Ich werde das Licht brennen lassen, bis Du zurückkommst, Emil.“

Die vage Hoffnung schließlichen Reichthums, der Gedanke unter günstigen Verhältnissen den Seinen eine Stütze werden zu können, mochte ihm vorichweben, seinen Entschluß beeinflussen, dennoch aber blieb der selbstsüchtige Wunsch der mütterlichen Aufsicht zu entgehen, die Hauptursache seiner Flucht.

Am folgenden Morgen schiffte sich Emil als Matrose ein, und begann in Wahrheit ein wildes wüstes Matrosenleben.

Es gefiel ihm.

Hie und da, wenn der Sturm raste, und ferne sich die Signalfurms eines Leuchthurms zeigten, tauchte in seinem Geiste die Erinnerung an das kleine Licht im Fenster auf, und er glaubte die Mutter sagen zu hören: „Ich will es brennen lassen, bis Du zurückkommst, Emil.“ Manchmal auch meinte er, mitten unter lärmender Lustbarkeit, der Wittve schwache Stimme schottische Lieder oder fromme Hymnen singen zu hören: aber dennoch lockte es ihn nicht heim zu seiner Pflicht.

Die Zeit verging, und auch dieser Stachel des Gewissens hörte auf zu schmerzen. In jenen Tagen gab es keine nüchternen Matrosen, alte und junge Seelente waren dem Trunk ergeben. Emil machte keine Ausnahme. Seine Wange bräunte sich, seine Stimme wurde tief und rau. Er war kein guter Mensch, aber er war ein guter Matrose. Im Laufe der Jahre wurde er Schiffskapitän auf einem prächtigen Meereschiff, Agamemnon genannt. Die See war für ihn besser, als das Land, weil er auf diesem ein Leben führte, das den bloßen Gedanken an die „Mutter“ aus des Menschen Seele treibt.

Freunde glaubte er zu haben, Männer, die wußten, wenn die harten Thaler in seiner Tasche klangen, Frauen, die nicht erötheten des lebenslustigen Seemanns reiche Geschenke anzunehmen. Emil war nichts weniger als geizig, er gab oft das letzte Geldstück einem hilflosen Bettler, und wenn der Agamemnon einem Schiff in Noth begegnete, war er der Brause der Braven, nie aber war er großmüthig oder brav genug, zurückzubleiben in den kleinen Häfen, wo seine Mutter weilte. Fünf Jahre vergingen, zehn, fünfzehn, zwanzig. Emil Cameron zählte beinahe vierzig Jahre, und war ein Mann, der Brantwein wie Wasser trank, und sich Gottes nur in wilden Fütchen erinnerte, als der Agamemnon nach langer stürmischer Fahrt in Sicht eines Leuchthurmes kam.

Von Stürmen umhergeworfen, von Wellen und Felsen zerstoßen, schiffte das schwimmende Haus müthig heimwärts, und am folgenden Abende sollte die ermüdete Mannschaft zum ersten Male wieder festes Land betreten. Deß freuten sich Alle, selbst Emil Cameron nicht ausgenommen. Freudig lehnte er auf dem Verdeck und blickte hinüber zum fernen Leuchthurm. Es war ein verhängnißvolles Verweilen. Ein Funke seiner Cigarre wurde durch den Wind

oder einen bösen Geist in den untern Raum des Schiffs getragen, und in mittlernächlicher Weile bemerkte die Schiffswache plötzlich roth und gelbe Flammen durch die Bretter züngeln.

Feuer! Feuer! Feuer! scholl es aus jeder Kehle!

Wer, o wer hat diese Scene überlebt, und sie je wieder vergeffen! Vom Anfange an blieb außer den Rettungs-Booten keine Hoffnung. Sie füllten sich schnell. Ein alter Mann deutete mit bebender Hand auf die Signalfener des Leuchthurmes und rief: „D daß ich nur einmal noch meine Kinder hätte sehen dürfen!“ Ein junger Passagier und seine Braut, eine Mutter mit dem Säugling an der Brust, knieten in Mitte all des Tumultes auf dem Verdeck und beteten, ein Waisenkind, das zu den greisen Großeltern heimkehrte, betrachtete verwundert das wilde Schauspiel, (ohne dessen Tragweite zu erfassen). Der Kapitän bewies jenen heroischen Muth, der in solchen Momenten Seeleuten eigenthümlich ist. Jeder Zoll ein Held, that er sein Bestes für Alle an Bord, vergaß sich selbst, und gelobte mit dem Schiffe zu sinken. Auch die Matrosen benahmen sich heldenmüthig. Und unter ihnen Allen arbeitete Emil Cameron wie ein Riese. Sie, deren Leben er rettete, vergaßen wohl nie wieder den dunkeln Mann mit den blonden Haaren und der riesigen Kraft. Endlich waren alle Boote in See — die einen bestimmt zum Leben, die andern zum Tode, — Alle waren in der Dunkelheit verschwunden, und Kapitän Daks stand mit seinem ersten Offizier Emil Cameron allein auf dem Verdeck. Näher und näher züngelten die Flammen, gleich tanzenden Geistern.

„s wird bald überstanden sein, Kapitän.“  
 „Ja, Emil, gib mir die Hand. Wir segelten lange zusammen und scheinen nun für die letzte Reise bestimmt. Gott sei uns gnädig!“  
 „Noch ist Rettung möglich. Hoffen wir, Kapitän.“  
 „Nein. Mich erwartet nicht Weib, nicht Kind, ich gehe mit meinem Schiffe.“  
 Es war des Kapitans letztes Wort. Eine Explosion gebrannter Wasser unterbrach die Rede. Stille und Dunkelheit folgte. Der Lauf der Zeit pausirte auch für Emil Cameron.

Endlich vernahm er wieder einen Laut — das Tosen des Wassers, sah die rothen Lampen des Leuchthurms, fühlte sich umgeben von nassem Sand. Die Vorsehung hatte barmherzig Emils Leben gestiftet, das Meer ihn an's Ufer gespült. Schwach und zer schlagen, blieb er lange hilflos liegen.

Plötzlich bemerkte er über sich im ungewissen Mondlicht bekannte Felsenbildungen.

Die See hatte ihn in den heimischen Hafen geworfen, und ein Mann, der am Ufer entlang schritt, sang leise das Methodistenlied:

Dort erwartet Dich Licht, Bruder,  
 Dort erwartet Dich Licht.“

Heiße Thränen rollten über des Seemannes gebräunte Wangen, als er die alte Heimath erkannte, und sein Herz sehnte sich nach der Mutter, die einst gesagt: „Ich will das Licht brennen lassen, bis Du wiederkömst, Emil.“ Zwanzig Jahre waren seitdem vergangen, und damals schon zählte sie mehr denn vierzig. Sie war wohl lange todt. Vielleicht aber konnte er im alten Heimathdörfchen noch Kunde von ihr erhalten. Und so machte er sich auf in finsterner Mitternacht und wankte todtmüde durch den veränderten Ort, geleitet von dem Magnet des Herzens, nach dem Gäßchen, in dem einst seiner Mutter Hütte gestanden.

Das Gäßchen hatte sich in eine breite mit Häusern besetzte Straße verwandelt, aber ganz am Ende glaubte Emil ein flackernd Kerzenlicht zu erkennen.

Er eilte vorwärts.

Nein, ihn trugte kein Gebild der Phantasie, im Fenster der alten Heimath stand wirklich ein brennendes Licht.

Des Mannes Herz pochte laut; er klopfte an der Thüre und wartete zitternd. Langsame Schritte näherten sich, und auf der Schwelle erschien ein altes altes Mütterchen mit schneeweißem Haar. Emil erkannte sofort seine Mutter.

„Was gibt's?“ fragte sie.

„Ein armer Schiffbrüchiger Seemann bittet um Obdach.“

„Kommt herein und wärmt Euch, 's ist eine bitterkalte Nacht. Euch hat gewiß das Licht hergeführt. Es brennt nun schon zwanzig Jahre. Einst hatte ich einen Sohn. Er verliebte mich, und für ihn brennt die Kerze. Mir ist, als müsse sie ihn wieder zu mir führen, und ich habe oft Hunger gelitten, um sie brennend zu erhalten. Meine anderen Kinder sind todt, aber ich

glaube nicht, daß Emil gestorben, und will das Licht brennen lassen, bis er wiederkömmt.“

Der rauhe Seemann sank auf die Kniee, und nun wukie die Mutter, daß ihr Sohn wiedergekommen.

Von nun an verliebte er sie nicht mehr. Einen besseren Sohn, einen besseren Mann als Emil Cameron nun wurde, gab's nicht wieder.

Und wenn du jenes Dörfchen am Meeresstrand besuchst, zeigt man dir das kleine Fenster, in dem die Mutter, stark im Glauben an des Sohnes Wiedertehr, zwanzig Jahre lang jede Nacht ein Licht brannte — und das schöne Haus, in dem die Greisin noch bei dem nun vermählten Sohne, der jetzt als Kapitän einen Ozeandampfer befehligt, lebt, und ihn täglich segnet mit treuem Mutterherzen.

Ach Gott, und möcht es sin,  
 Das ich lieb wär dem Schöpfer min!  
 Darumb so wölk ich tod sin.  
 Es geschicht das aber gern,  
 Daß Gott mir würd den Himmel gewar'n.



## Aus der Hinterlassenschaft des Nachwächters Alexi von Henuenspiß.

Man wird sich gewundert haben, daß seit einigen Jahren nichts mehr von meinem Freund Alexi in diesem Kalenderwerk erschienen ist. Die Sache erklärt sich so, der gute Mann ist alt und schwach geworden, ist krank geworden, ist gestorben, gestorben wie ein seliger Altvater, wohl vorbereitet und wohlgetröstet. Ich kam auch in sein Haus, als schon die Leiche im Sarga lag. Der Ausdruck des Gesichtes war, wie das oft bei Seligenschlafenen vorkommt im Tode schöner, als er im Leben gewesen. Es ist immer ein eigenes Gefühl, wenn man so neben einer Leiche steht, ein Gedanke fliegt dabei um die Seele, wie eine lästige Fliege um's Gesicht, die man umsonst abwehrt, der Gedanke: den Weg mußt Du auch gehen. Ueberhaupt nehmen die Gedanken da eine andere Richtung und die Dinge, auch die unbedeutenden erhalten eine gewisse Bedeutung. So blicke ich nicht ohne innere Bewegung auf den verwetterten Hut, der noch auf dem Tische stand und der seinen Herrn verloren hatte. Die danebenliegende Sackuhr, die Alex Abends zuvor aufgezogen, lief noch und hippete noch, während des guten Mannes Lebensuhr, sein braves, goldenes Herz, mit dem letzten Schlag abgelauten war.

Man hat mich später, die kleine Hinterlassenschaft Alexi's ein wenig zu fristen und zu ordnen, was ich gerne und auch mit leichter Mühe that. Bei solchen Anlässen lernt man erst den Menschen recht kennen, und zwar aus dem, was er am sorgfältigsten aufbewahrt hat, weil es ihm das Liebste war. Da lagen zum Beispiel wohlverschlossen nebst Tauf- und andern Ausweisschriften, auch die alten Pathenspennige, das Zeugniß von der ersten Communion mit des Pfarrers Spruch:

Gebe Gott, daß so wie heut  
Auch der letzte Tag dich freut!

dabei ein vergriffenes Bethüchlein und andere fromme Bücher. Die ersten Schreibproben und Gratulationen der Kinder und dgl. Auch das Tagebuch, aus dem der Kalender früher Mittheilungen machte, fand sich vor, aber es war nur selten mehr fortgesetzt worden, dagegen lagen in den wenigen Büchern und hin und wieder neben demselben einzelne Blättchen mit allerlei Aufzeichnungen, von denen mir einige des Aufbewahrens werth schienen. Daß diese Kleinigkeiten nicht salonfähig sind, braucht für mein Publikum keine Entschuldigung.



Man hatte mir aufgetragen auf Spitzhuben wohl Acht zu haben und sie der Polizei zu überliefern. Ja, da kann Einer Acht haben im Dunkel, wenn man die Schlingel nicht einmal am Sonnenlicht erwischt. Drum ging's mir meistens wie dem Spitz, wenn er die Maus fangen will, im hui verschwindet sie im Loch, oder wie es mir gewöhnlich mit guten Gedanken geht, die, wenn ich sie fangen will, sogleich ihr Mausloch finden.

Mein armer menschlicher Wille ist doch ein miserables Ding! schaut drein wie ein wüthender Drache, als wolle er alles verschlingen und bewältigen und ist doch nur ein armer papierner Drache, der sich nicht regen mag. Da muß man ihn fest an die Schnur binden, muß laufen und springen, schweben und tauchen, damit er fliegen lernt. Will man aber nur ein bißchen ausruhen, so läßt er flugs den Schwanz hängen und sinkt wieder zur Erde oder schießt



in einen Baum, der ihm den papiernen Bauch aufschlitzt. Da ist's freilich gut, wenn vom rechten Ort her ein tüchtiger Luftzug der Gnade Gottes kommt und dem nichtswürdigen Ding in die Flügel fahrt. Sogar ein merklicher Luftzug von Trübsal thut da gute Dienste.

Mit unserm gepriesenen Licht des Verstandes ist nicht viel mehr ausgerichtet, als mit der Nachtwächterlaterne, die mehr blendet, als beleuchtet. Da stellt man ein Dellämpchen neben ein paar dicke Folianten menschlicher Gelehrsamkeit, und meint dann, nicht die frische Morgen Sonne hat den hellen Tag in die Welt geliefert, sondern eben das Talglicht im Hirn eines verstorbenen Scharbells, das purer Hochmuth zum brennen gebracht hat. Mögen dann 700 Bischöfe sammt dem Papste zusammenstehen und in Kraft Verheißung und Verstand des heiligen Geistes etwas lehren, die Sonne hat da nichts zu bedeuten neben dem von Hoffart stinkenden Delllicht.



Als junger Burck



bin ich viel und weit in der Welt herumgefahren, hab mir Land und Leute angesehen, viele Zeit damit verloren und doch blutwenig profitirt, Leut und Land fand ich eben fast überall wie daheim auf unserm lieben Henuenspiß. Da bin ich einmal an einem heißen Tag auf der Wanderung bei einer Mühle vorbeigekommen, habe da ein wenig geruht und dem fleißigen Mühlrad zusehen, das mich mit seinem in der Sonne glänzenden Wasserstaub

abkühlte. Das Rad, dachte ich bei mir, kommt nicht von der Stelle, wandert nicht in die Fremde und ist doch immer in Bewegung und arbeitet, hilft Brod machen, damit die Faulenzler nicht verhungern, und nebenbei spühlt es den müden Wanderer ab und macht ihm ein wenig Musik. Es könnte wohl Einer, wenn er recht wollte und von der rechten Kraft getrieben würde, zu Hause und ohne große Reisen zu machen, auch der Menschheit etwas nützen mit seinem Tagewerk, oder wie es leider mir zu Theil wurde, beim Nachtwert, das mir schon zuweilen Angst machte, wenn ich im Goffine lese von denen „die da im Dunkeln wandeln und das Licht nicht sehen.“

Sitz ich da heut am Tisch und bringt mir Margreth die Milch, schenkt ein und läßt mich wieder allein, da kommt eine Fliege, setzt sich auf den Rand der Schale, quack nachdenklich hinab, streckt schon den Köpf hervor und springt oder steigt richtig hinab, hat aber mehr gezappelt, als gelassen und ist jämmerlich aus der Welt gefahren. Dummes Thier, hättest du die Sache vorher überlegt! Dummes Thier, halt Alexi, und nimm dich selbst bei der Nase, denn



du bist schon hundertmal viel dümmere gewesen. Von dem Fliegengeschmeiß ist kein Bestand zu erwarten, dir aber hat der liebe Gott etwas, wenn auch nicht viel davon gegeben, und wie oft hast du nicht die Nase an allzuheißer Milch verbrannt!

Ich komme immer wieder auf die alte Klage zurück. Wir sollten lernen recht thun und bereuen's nicht. Der himmlische Hausvater, gewiß der beste Lehrmeister, den man sich denken kann, versucht alles Mögliche in Güte und in Ernst, oft auch mit Schlägen, daß wir endlich lernen fest auf eigenen Füßen zu stehen; aber da geht's mir leider wie dem Spitz, dem mein Hänsel pädagogisch-gymnastisch Anleitung zu etwas Nethlichem gibt. Der Spitz sieht die aufgehobenen Drohfinger, das strafende Auge des Magisters — und wie dieser aufsteht, so ist der Spitz wieder auf allen Bieren und geht seinen Dummheiten und seinen ebenso dummen Kameraden nach. Schäm dich, Alexi!



Er sagt, ich weiß nicht, welcher Patriarch oder Prophet, der böse Feind gehe herum, wie ein brillender Löwe und suche wen er verschlinge. Der gute Alexi weiß nicht einmal, daß das der erste Papst, der heilige Petrus, sagt. Ich kann mir das nicht recht vorstellen, weil ich noch keinen Löwen gesehen, aber



meine Kaze habe ich schon oft gesehen, wenn sie um's Käfig herum mäuschenstill schleicht und sucht, wen sie verschlinge. Sie hätte zwar mit den geschlitzten Augen schon gefunden, was sie sucht, wenn nur die verwünschten Eisendrähte nicht wären. Hörst du, leichtfertiger Vogel meiner Seele? Klage nicht, wenn die christliche Lehre und Kirche dich mit starken Eisenstäben ein wenig vor gewissen Kazen abiperrern und schützen will. Begnüge dich, es fehlt dir ja doch an Nichts, und die geträumte und ersehnte Freiheit würde dich am ersten Tage einer Kaze oder einem Raubvogel überliefern. Da könnte unser Pfarrer eine ganze Predigt daraus machen, aber die Vögel würden auf ihn so wenig hören als die Kazen.

Unter verschiedenen Papieren kam mir auch folgendes sonderbare Altenstück durch die Hand, welches zeigt, daß Alexi auch reimte, und zugleich ein wenig in sein Inneres blicken läßt.

Meiner lieben Margreth

am

vierzigsten Hochzeitstag.

Ich war ein junger lustiger Fant,  
Dabei ein gutes Blut,  
Dab' ein hübsches Jungfräulein gelannt,  
Ach, wie war sie so lieb und gut,  
Und ich hatte sie so lieb, so lieb.

Wenn ich aber ihr schön thun wollte,  
Da war's gleich, als ob sie grollte.  
Sie hieß mich einen frechen Dieb,  
Hat mich sogar auf's Maul geschlagen,  
Ich mußte es eben tragen.  
Sagt' ich ihr schöne Sachen,  
So fing sie an hellauf zu lachen  
Und sprach, du bist nicht g'scheid.  
Das that mir dann herzlich leid;  
Aber ich konnte sie doch nicht lassen,  
Viel minder sie etwa hassen.  
Einmal s'war an Alexistag,



Da traf ich sie am Gartenhag.  
Sie war ernster als sonst gestimmt  
Und sprach, sei nur nicht so ergrimmt,  
Fügte dann bei halblaut:  
Ich will ja sein deine Braut,  
Aber du darfst nicht vergessen,  
Wir haben noch nichts zu essen.  
Als was uns die Eltern geben,  
— Was machst jetzt wieder für Mienen?  
Suche dir was zu verdienen,  
Geh' in die Fremde, hinaus in's Leben,

lerne was Rechts und kömmt du zurück  
Als Mann in's liebe Vaterland,  
Dann suchen wir zusammen das Glück. —  
Ich konnte nicht reden, gab ihr die Hand.

So hart auch das Wort gewesen,  
Ich kommt in ihrem Auge lein,  
In das sich eine Thräne stahl,  
Da sei für mich keine Wahl.  
Ein großer Trost aber blieb,  
Ich sah, sie hatte mich lieb,  
So ergab ich mich in ihren Willen  
Und weinte ein wenig im Stillen.

Wir schieden, vertrauend Gottes Geleite  
Zog ich hinaus in's Weite,  
Und lernte schreimern. Die Lehrzeit war aus,  
Voll Freude kehr' ich nach Haus  
Und war nun nicht mehr allein,  
Lieb Margreth wurde mein,  
Wir lebten glücklich und froh,  
Doch blieb es nicht immer so.  
Wie kann auch ein Glück hier bleiben?  
Ich lähnte mir, daß Gott erbarm!  
Mit einem dummen Streich den Arm,  
Mußte nun was Andres treiben,  
Bin lang umsonst umgeirrt  
Und endlich zum Nachtwächter avancirt.

Die Sonne hat wieder geschienen,  
Ich konnte Einiges verdienen.  
Wir lebten im tiefsten Frieden,  
Obwohl gewissermaßen geschieden.  
Ging Greth zu Bett, so ging ich aus  
Und kehrte ich früh nach Haus,  
Und wollte da zu Bette gehn,  
Sah ich sie schon in der Küche steh'n.  
So wurde uns ein Loos zu Theil  
Wie zwei Zieheimern an einem Seil,  
Die versprechen einander auch nicht,

Gehst einer hinab, steigt der Andere an's Licht,  
Und umgekehrt steigt Zener empor.

Doch liebten wir uns wie zuvor.  
Jahr um Jahr ging vorüber,  
Bald sonniger, bald trüber,  
So trüb auch oft die Zeiten waren,  
Wir liebten uns wie vor 40 Jahren,  
Und ich denk eben jetzt an die Braut,  
Wie sie sinnend in's Büchlein schaut.  
Ist wohl nicht mehr die schöne Greth,  
Die Rosen hat der Wind verweht  
Und ist doch immer noch sie, —  
Echte Schönheit verwelket nie.  
Und wenn sie meine Verslein liest,  
Vielleicht dabei ein Thränlein vergießt,  
Dann steigt über ihre Wangen ein Roth  
Und sie sagt: Auch er ist der Gleiche,  
Dem ich jetzt wieder die Hand reiche.  
Wir haben gelacht, haben getrauert,  
Eins hat Beides überbauert,  
Die Schönheit welkt und Alles bricht  
Ja Alles, nur die Liebe nicht.  
Sie braucht nicht Gold und Geld und Titel  
Sie glüht auch im Nachtwächterfittel  
Und ihr bleibt das eine Gelüste:  
Nach langer Wanderung durch die Wüste,  
Nach so vielen Sorgen und Gefahren  
In den vierzig harten Jahren  
Hoffen wir fest, wir langen an  
Zusammen im seligen Kanaan.

### Der ewige Jude.

„Jetzt kommt gar noch der ewige Jude in den Kalender, der arme Teufel, der seit Christi Geburt nicht sterben kann, weil er den Fußtritt auf dem Kreuzweg beschimpft und mit einem Fußtritt von seinem Hause weggewiesen hat! Das kennen wir schon lange und es ist doch nur eine leere Fabel.“ So höre ich murmeln, aber es liegt viel Wahrheit in dieser Fabel und zwar für unsere Tage eine absonderlich lehrreiche. Vorläufig ist zu wissen, daß diese Vorstellung genommen ist aus einem großen Gemälde der Zerstörung Jerusalems von Kaulbach, das in München aufbewahrt und von allen Fremden angestaunt wird; doch zur Sache.

Bisher meinte man immer unter dem Ahasverus, so heißt der trostlose Flüchtling, sei das Judentum verstanden, das einzige Volk, das kein Land hat und seit der Zerstörung Jerusalems in aller Welt herumzieht und nirgends keine bleibende Stätte findet. Diese Erklärung hat ihre Richtigkeit. Israel ist der ewige Jude, der, rastlos durch die Jahrhunderte getrieben, nicht eher Ruhe finden kann, bis der Herr, den er gelästert, wiederkommt. Gespenstig wandelt dies Volk durch die lange Geschichte, als ein Beweis von der Wahrhaftigkeit der Weissagung, ihrer Verheißungen sowohl, als ihrer Drohungen, um Zeugniß abzugeben von der Wahrheit des Christenthums bis an's Ende der Tage. Dieses Volk, das in der alten Geschichte einzig in seiner Art dastand, steht eben so einzig in der neuen Geschichte da; zerstreut über dem ganzen Erdboden und doch unvermischet; vielfach gekränkt, verfolgt und unterdrückt und doch ungeschwächt und ungemindert. Ahtzehn Jahrhunderte vermochten nichts an seiner innern und äußern Erscheinung zu ändern; ohne Vaterland haben die Juden ihre Nationalität, ohne Cultus ihre Religion, ohne Stütze ihre Hoffnungen bewahrt, selbst die Physiognomie ist geblieben. Das Alles und mehr noch, die bestimmtesten Verheißungen des Alten wie des Neuen Bundes weisen

darauf hin, daß diesem Volke noch etwas ganz Besonderes vorbehalten ist. Jetzt schon ist die Wirksamkeit und der Einfluß der Juden nach allen Richtungen menschlicher Thätigkeit außerordentlich groß.

Das Alles hat seine Richtigkeit; seit einiger Zeit aber will es mir scheinen, der Ahasverus, der da von Rache-Geistern verfolgt, so verzweifelt über Trümmer vergangener Pracht und Herrlichkeit dahintrennt, sei Niemand sonst, als die jetzige menschliche Gesellschaft, namentlich die europäische. Ähnlich ist die Schuld, ähnlich die Strafe und ähnlich die Geister, die ihm nachrennen mit Schlangen der Rache und des Verderbens.

Christus der Welttheiland wandelt seit uralter Zeit mit seiner Liebe, Geduld und Gnade in der Kirche, im Christenthum den schweren Kreuzgang, zieht vorüber an dem Hause, Europa genannt, dem er soviel Segen und Glück gebracht, und der Hausbesitzer gibt ihm den schmähligen Fußtritt, daß die Engel darüber weinen; beschimpft und lästert ihn auf jede nur mögliche Weise, in Wort und Schrift und vor allem durch die That. Das bedarf keiner Beschreibung, die Unthat liegt vor Aller Augen, sie mögen sich nach Ost oder West, nach Nord oder Süd wenden.

Aber mir ist, es erscheinen schon von Fern in schwarzen Wetterwolken die Rachegeister, die Schrecklichen. Boran der Unglaube mit der tödtenden Leerheit und Dede, die er im Geiste zurükläßt, mit dem Zweifel, der in Verzweiflung ausläuft, mit dem entsetzlichen Neid, der auch bei Andern keinen Glauben duldet und schlangentartig ihn zu vernichten sucht. Neben ihm der Rachegeist des Stolzes, der keinen Gott über sich erkennt, ja selbst zum Gotte sich aufwirft, und in solch unsinnigem Ringen so hastig wie Ahasverus dahin rennt. Endlich der Geist der bösen Lust, die alle echte Freude des Gemüthes und Geistes schon im Keime mordet, und mit ewig ungestilltem Lechzen nach mehr und mehr Genuß sich bis zur Fäulniß zerstört.

So ist denn ein ewiges Wanken und Schwanken, eine grenzenlose Unruhe in die Menschen gekommen. Die ältesten und festesten Staaten brechen zusammen, liegen in Trümmern, wie die Reste des Tempels von Jerusalem hinter dem ewigen Juden. Wie die Staaten wechseln, so ihre Herrscher, die seit einigen Jahrzehnten zu Dukenden von den Thronesseln gestürzt und in's Elend gejagt wurden. So ändern auch die Staatsordnungen, so alle Verhältnisse und Anschauungen auf allen Feldern der Volkswirtschaft, der Kunst, Wissenschaft, des Gewerbes und vorzüglich des Rechtes, das seiner Natur nach das Bleibendste und Festeste sein sollte, während es jetzt sich dem Ahasverus auf seinem Marsche anschließt.

Diese Unruhe wird äußerlich am meisten sichtbar im Volke und in allen Schichten desselben, und es können gar nicht genug Straßen und Verkehrsmittel aller Art erfunden und geschaffen werden, um der Bewegungssucht zu genügen. Daß hiezu Dampf und Rauch am meisten helfen, und sich so beinahe zur modernen Gottheit erschwimmen, das ist ganz bezeichnend.

Wo mögen die Grenzen dieses unstillen Hin- und Herrennens zu finden sein? Soll wirklich auch der ewige Jude der modernen christlichen Gesellschaft keine Ruhe mehr finden? Die Sage läßt ihn nicht ganz verzweifeln; der Herr sagte nur, du sollst umherirren, bis ich wiederkomme. Das hat vielleicht den Sinn, mit Bezug auf Europa's Völker: die echte, wahre, unzerstörbare Ruhe, der süße Friede wird zurückkehren, wenn Christi Lehre, mit ihren großen Welt beglückenden Wahrheiten, wieder Aufnahme findet, und alte christliche Zucht, echte Freiheit, Recht und Billigkeit, Maß und Bescheidenheit wieder zur Geltung kommt und die Kirche



Ahasuerus, der ewige Jude.

nicht mehr als Magd oder gar als Skavin des allmächtigen Staates verfolgt wird. Also öffnet dem Erlöser wieder eure Wohnungen und hängt sein Porträt an die Stelle, wo jetzt vielleicht Garibaldi hängt. Speiset, tränket, kleidet, wärmet und pfleget ihn in seinen Armen und Nothleidenden, öffnet ihm euern Rath und Gerichtshäuser und das Recht, nach welchem da berathen, beschloßen und gerichtet wird, sei das allein wahre, das auf der Freiheit ruht, die Christus uns gebracht. Deffnet ihm eure Schulen, und treibt ihn nicht, wie dies gegenwärtig so vielfältig geschieht, mit Fußtrittten hinaus. Vor Allem öffnet seiner Lehre das Ohr, seinem Bekenntniß den Mund, seiner Liebe das Herz, so werdet ihr auch die Hand öffnen, die Pflichten der christlichen Charitas treu zu erfüllen, auf daß sich das Wort erfülle: „Für eure Seele werdet ihr Ruhe finden.“

Soviel über den ewigen Juden, und wem das Gesagte zu fromm, zu einseitig und zu langweilig vorkommt, der laßt's ja einfach überschlagen — und dem Hasverus nachspringen.

### Eine Störung.

Im einsamen im Waldgebirge gelegenen, selten von Fremden besuchten Dorfe eines frühern deutschen Städtchens, das jetzt im deutschen Staate aufgegangen ist, sitzen einige ehrsame Bürger beim Sternens Abends beim Bier. — Da habe ich mich schon unbedachterweise versprochen; aus dem Bier läßt sich schon vermuthen, jenes Dorf liege im Süddeutschland. Gleichviel, geschrieben ist geschrieben. Die großen Ereignisse der letzten Zeit waren auch schon in diese Einsamkeit gedrungen, man sprach und disputirte von Krieg und Frieden, von Conzil und Sillabus, von Alt- und Neu-Katholiken, vom Landtag und den schönen Reden, die da losgelassen wurden und von den Kartoffeln und Aunkelkrüben, die heuer so gut gerathen, Alles in ziemlich ruhiger friedlicher Weise. Das Dorf war nämlich bis jetzt von der neuen Cholera des Unglaubens, der Gottlosigkeit und Revolution noch nicht angesteckt, im Uebrigen waren die Hinterhäuser — so nennen wir provisorisch die Leute — nicht schlechter und nicht besser als so viele, viele Dörfer im heiligen deutschen Reiche. Zur Zeit unserer Großväter schon zählten sie zu den Bäckern und Besten ihrer Provinz. Um Politik und allerlei Welthandel kümmerten sie sich wenig, zählten in der Regel ehrlich und willig ihre Steuern, besuchten Kirche und Jahrmarkt, hatten dabei jede Woche ihr Stück Fleisch auf dem Teller, entrichteten Zinsen und Zehnten auf den Tag, sahen den Weibel selten und den Landjäger fast nie, und in ihren elben Röcken und grobtüchernen Hosen handelten und wandelten die Hinterhäuser aufrecht und ehrenfest bis an ihr christliches Ende. Die alte gute Sitte hatte sich erhalten bis auf die Neuzeit, in welche sie sich noch gar nicht finden konnten. Belehrung wäre aber jetzt sehr nöthig gewesen, denn es handelte sich um neue wichtige politische Aenderungen.

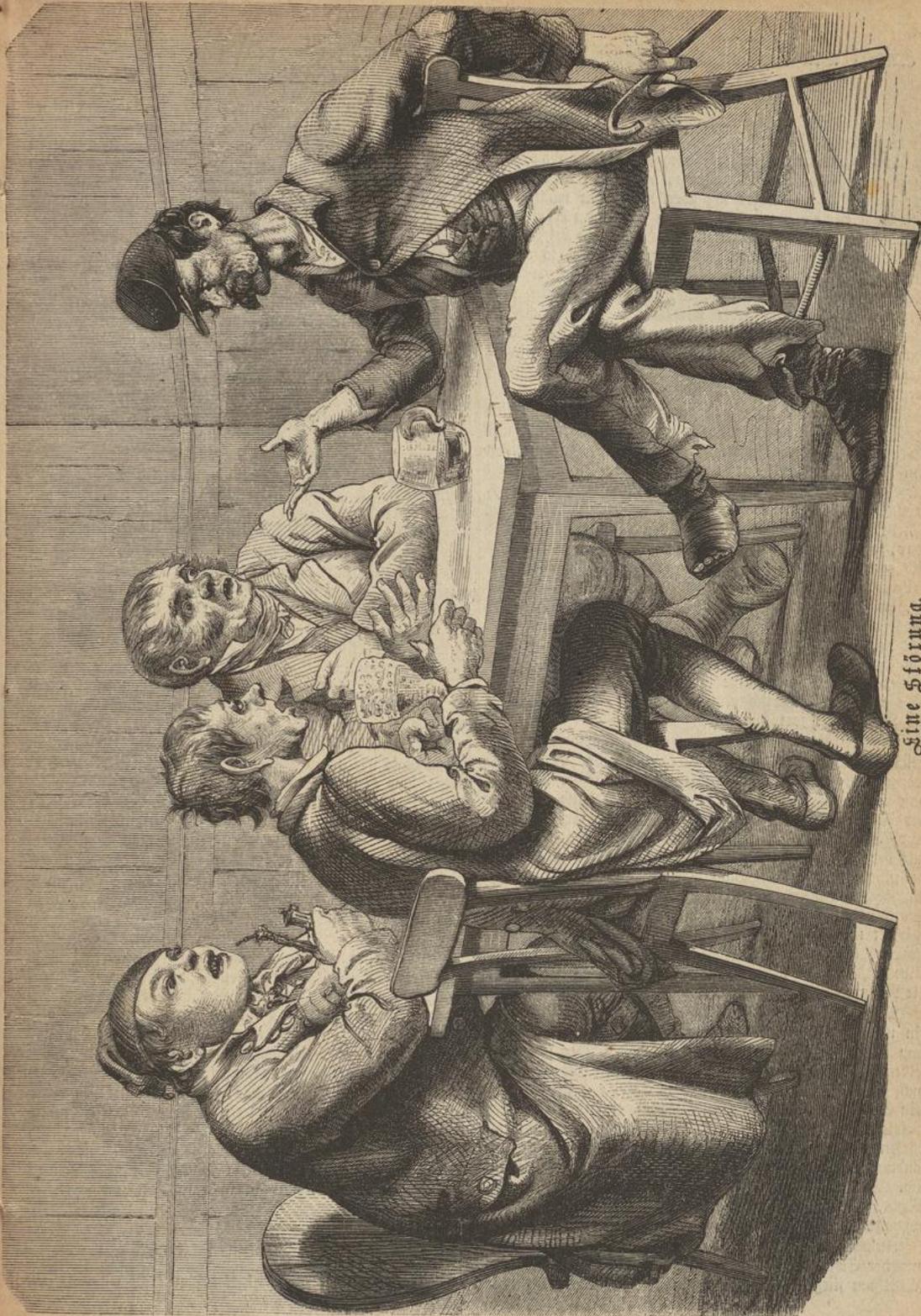
Die drei Gäste im Döfen theilten sich eben ihre Ansichten und Meinungen mit, und der eine er heiße Kaspar, die andern zwei Melchior und Balz. Kaspar also sagte: wie sollen denn wir über so wichtige Dinge aburtheilen, über welche die geschiedtesten Köpfe der Welt seit dem babylonischen Thurmbau nicht in's Klare kamen. Hast recht Kaspar, versetzte Balz, da sollte halt wenigstens ein studirter und in der Sache erfahrener Mann kommen und uns andern ein wenig über diese Dinge aufklären. Auch meine Meinung, sagte der Melchior, solche Studirte aber finden sich nur in den Städten. Da war ich neulich in K. am

Jahrmarkt, welcher, weil viel Volk zugegen war zu einer politischen Versammlung benützt wurde. Ich ließ mich bereden auch hinzugehen. Das hättet ihr hören und sehen sollen. Aber denen geht's vom Maul, da ist unser Frühmesser nichts dagegen, da sprach einer von den Rechten des Volks und die Leute riesen immer dazwischen Bravo! und hört, hört, während ohnehin alles aufmerksam hörte. Ich sag euch, das war über alle Maßen schön. Balz bemerkte: Kannst du uns noch etwas mittheilen, was er gesagt hat? Nein, das nicht; aber es war halt über die Maßen schön, ein solcher sollte einmal kommen, uns zu belehren.

Und siehe, während diesem Hin- und Herreden, tritt ein Fremder, ein langer, hagerer, ziemlich schlecht gekleideter Mann, in die Stube; setzt sich gleich zu Tisch, wischt den Schweiß von der Stirn und athmet tief auf. Man grüßt ihn, er scheint nicht darauf zu achten. Die drei fahren indessen in ihrem politischen Gespräche fort; da erst wird der Fremde aufmerksam. Das Gespräch scheint ihn zu interessieren, er hört von den bevorstehenden politischen Verbesserungen, von Wahlen, von Verbesserungen in Gemeindeordnung, Schulordnung, Gerichtsordnung; sein Auge wird lebhafter, sein ganzes Wesen aufgeregter, endlich spricht er, doch in gelassenem Tone: liebe Freunde, mit Freunden sehe ich, daß ihr an des Volkes Wohle lebendiges Interesse zeigt — Melch ruf: hört hört! Aber in euern geistigen politisch-sozialen Ideen seid ihr noch weit zurück. Glaubt mir, ich habe die große Welt gesehen, war in Berlin, Hamburg, Leipzig stationirt, die Welt geht aus ihren Angeln, muß aus ihren Angeln gehen. — Was da war, soll nicht mehr sein, und was ist, das soll nicht mehr sein. — Das ist ja schrecklich, seufzte Kaspar. In den Urchleim zurück wird die alte Gesellschaft geschleudert und neuere höhere Wesen in neuerer Zukunft erzeugen die Urcunden. Verstehst du das Kaspar, sagte Balz. — Still, hört, rief dazwischen Melch. Der Fremde fährt fort in steigendem Affekt: Das Kapital hat zu lang schon sein Joch auf der Menschheit Nacken gedrückt, mit Recht daher nennt man den verkommenen Menschen ein Kapitalvieh. — Der Mensch spizelt auf uns, kippelt Balz seinem Nachbar in's Ohr. — Die Banken sind frei zu geben, jeder Erwachsene habe seine Bank — fort mit Laufe, mit Ehe, mit Erbe! Diele Phosphoreszenz der Hirnsubstanz in Verbindung mit dem Petroleum als Symbol echter Humanitas — Die drei sperren immer weiter die Mäuler auf. Soll der Arme noch länger auf das ihm schon in Arcadien verbriefte Diplom verzichten. —

Horch, ein Geräusch, die Thüre öffnet sich, ein corpulenter rüstiger Mann tritt ein mit zwei bewaffneten Gensdarmen. Was, haben wir den Vogel? Es war der Wärter der Irrenanstalt in K. und beim Anblick desselben und seiner Begleiter verstummte unser Menschheitsbeglücker mit einem Male, denn so viel Verstand war ihm geblieben, daß er erkannte, hier helfe Zukunft und Petroleum nicht mehr, folgte also ziemlich gelassen denen, die ihn zu holen kamen. Die drei Gäste aber sahen einander noch eine Zeit lang verwundert an, aber die Rede war ihnen eingefroren.

Halt dich rein  
Und ach! dich klein  
Und minne (siehe) die Brüder dein  
Und bist allein,  
So fuert dich Gott heim.



Sine Sörung.

## Knecht und Richter oder Täuschung und Wahrheit.

Basel ist eine reiche Stadt, Basel ist eine lustige, Basel ist eine fromme Stadt, so heißt es im Alten Lied und es ist auch etwas an der Sache, doch gibt es auch da, wie in jeder Sprachlehre Ausnahmen, und nicht selten heißt es: Außen sig und innen nix oder der Schein trügt. Das galt auch vor einigen Jahrhunderten von einem Köpflwirth „hinter der Scholl“ in Basel. Der war ein reicher und geschickter Mann, und ging er über die Gasse, so machte man ihm links und rechts Complimente, denn er war auch Besitzer des hohen Stadtgerichtes, hatte eine hübsche reiche Frau geheirathet und lebte mit ihr, wenigstens wie die Basler meinten, in den glücklichsten Verhältnissen. Sein Haus hatte vielen Zuspruch, denn er hatte ein gutes Trank und an einem guten Schwank fehlte es auch nicht, wenn's ihm drum war, seine Gäste zu unterhalten.

Dem war aber nicht jederzeit so und das hatte seine triftige Ursache, und die datirte sich aus Verhältnissen und Ereignissen früherer Jahre. Der Köpflwirth, wir wollen ihn Kaspar nennen, war nämlich in der Jugend Knecht gewesen beim frühern Besitzer dieses Gasthofes, ein frischer, schmucker, aber etwas verschlossener Burische. Der damalige Wirth hatte eine hübsche Tochter und da Kaspar auch hübsch war, so ereignete sich etwas gar nicht Seltenes, es entspann sich gegenseitige Neigung und die Neigung wurde allmählig, beim Knechte wenigstens, zur Leidenschaft und endlich wagte er, bei seinem Herrn um die Hand der Tochter anzuhalten. Das wurde natürlich dem armen Schlucker abge schlagen und zwar um so mehr, da die Tochter das einzige Kind und somit voraussichtlich einzige Erbin eines großen Vermögens war. Kaspar mußte sich für einmal bescheiden, that dies aber nur äußerlich und zum Schein, innerlich kochte die Leidenschaft fort und fort.

Eines Abends kehrte ein vornehmer Kriegsmann zu Pferd beim Köpfl zu, der Wirth war eben mit der Tochter abwesend, der Knecht allein zu Hause. Als dieser bemerkte, daß der Fremde große Gelbsummen bei sich hatte, da fuhr der Teufel mit ganzer Macht in sein Herz, er ermordete den Gast, vergrub die Leiche und verbarg das Felleiten mit dem Gelde sorgfältig, was er alles mit großer List vollführte, so daß niemand etwas von der Unthat merkte. Nachdem der Wirth zurückgekehrt, zeigte ihm Kaspar das Pferd und gab vor, dasselbe habe ihm eine Schwester zugeschiedt mit der Nachricht, ein reicher Verwandter sei gestorben, er als einziger Erbe soll also eilig kommen, dasselbe in Besitz zu nehmen. Der Bote, der das Pferd und die Nachricht gebracht habe, sei sogleich wieder zurückgekehrt.

Der Wirth, der nichts Schlimmes vermuthete, willigte ein und sein Knecht ritt von dannen, weiß Gott wohin, kam aber später und zwar zur Nachtzeit wieder mit demselben Pferde, suchte sogleich den verborgenen Schatz hervor, und zeigte dann voll Freude dem Wirth den selben als sein Erbtheil. Auf dieses gestützt glaubte er nun mit besserem Erfolg um die Hand seiner Geliebten nochmals bitten zu dürfen und wirklich willigte nun sein Herr in diese Verbindung und die Hochzeit ging mit großer Feierlichkeit vor sich. Die Bluttthat blieb verborgen vor den Augen der Menschen, die den Glücklichen sogar beneideten, der im doppelten Sinn das Glück als Braut heimgeführt hatte.

Kaspars ehmaliger Herr, nun sein Schwiegervater starb und der Schwiegerohn trat auch dieses Erbe an. Mit dem Reichthum stieg Ansehen und Kredit. Die Leute urtheilen

nach dem Aeußern und der Verbrecher wurde Mitglied des Stadtgerichtes, eine Behörde, die den Verurtheilten das Recht zu schirmen, Unrecht zu strafen und zu sühnen.

War der Verbrecher glücklich? Die Frage bedarf keiner Antwort, weil Jeder meiner Leser, nicht nur der christliche und gläubige, wohl weiß, wie in unserer Brust neben allem Schein und Wahn ein unverdorbenes Etwas ist, ein Gewisses, an dem sich nicht zweifeln läßt, das eben deswegen Gewissen heißt, und das sich ganz gewiß auch diesem Verbrecher als strafender Sittenmeister Tag und Nacht, in Wachen und Traum nahte.

Die Chronik erzählt hierüber in einfacher altväterischer Sprache wie folgt: „Als man auf eine Zeit Hofgericht gehalten, da ein Malefikanat hat gerichtet werden sollen, und der ehemalige Hausknecht in dem Gerichtshof gefessen, hat er keine Ruh gehabt und mit bleiben können, hat dergleichen gethan, als wenn ihm die Nase blutete und ein Fahrenelli vor die Nase genommen und aufgestanden, in die Mezg gegangen, daselbst einen Kalbskopf gekauft, darzu er sondere Lust hatte und ihn seiner Frauen in einem Säcklein bracht.“ Als die Frau den Kopf zurüsten wollte und in Gegenwart des Mannes den Sack öffnete, blickte der Mann mit starren Augen und todenblaß auf den blutenden Kopf. Gerechter Gott im Himmel, was ist das, rief er mit zitternder Stimme, das ist der Kopf des Ritters, den ich ermordet, gib her, unglückliches Weib, gib her! Und mit diesen Worten riß er ihr den Sack mit dem blutigen Haupt aus der Hand, und eilte mit demselben auf das Richterhaus, warf heulend die gräßliche Last auf den Tisch, auf welchem als Sinnbild des Gerichts das Schwert lag, und forderte die Richter auf, das Haupt des von ihm erschlagenen Gastes zu betrachten. „Darob sich, so endet die Chronik, die Herren verwundert und vermeinet, er feie von Sinnen, ihn darneben angezeigt, dies feie kein Mensch, sondern ein Kalbskopf. Er aber auf seiner Meinung verblieben. Und alsbald den Herrn seine That und den Mord, wie es hergegangen, bekant hat.“ Den Todten hat man im Wirthshaus wieder ausgegraben. Darauf der Verbrecher in Verhaftung gezogen und enthauptet worden.“

Viele ähnliche Geschichten von dem Walten der ewigen Gerechtigkeit und von der Macht des Gewissens werden erzählt, diese hat einen Vorzug, daß sie nicht dem bloßen Zufall die Enthüllung des Bösen überläßt, sondern anschaulich zeigt, wie dieses auch sinnbetäubend und sinnverwirrend auf den Verbrecher wirkt und seine Schuld in dieser Weise an's Sonnenlicht bringt.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der fromme Soldatenkönig las täglich den Seinen eine Predigt vor. Der Kammerdiener stimmte den Gesang an und der Hofstaat und die Dienerschaft mußte laut und kräftig mitsingen. Des Königs Demuth vor Gott war groß und aufrichtig. Abends las zuweilen ein Kammerdiener, wenn der König vom Exerciren, Manövern, Jagden müde war, einen kürzern Abendlegen vor. So geschah es denn, daß ein Neuling, als die Schlußworte kamen: „Der Herr segne dich!“ Aus Respekt vor Sr. Majestät sagte: „Der Herr segne Sie!“ Darüber ward der König zornig und rief: „Hundsott, lies richtig! Vor dem lieben Gott bin ich ein Hundstott wie du!“

\*) Nach andern Berichten hätte beim Dessnen des Sackes die Frau zuerst ein Menschenhaupt zu sehen gemeint, was aber unwahrscheinlich klingt.

## Etwas über alte Kalender.

Unter alten Kalendern verstehe ich hier nicht das, was man sich gewöhnlich dabei denkt und vorstellt, nämlich einen Kalender, der schon ein oder gar zwei Jahre alt ist, also unter die Invaliden und in den Spital gehört, sondern Kalender, die schon ein oder zwei oder gar vier bis fünf Jahrhunderte alt sind. Es gibt auch solche, die ein bis zwei tausend Jahre alt sind, aber die gehören schon zu den recht Alten und Invaliden, die wir in Ruhe lassen wollen. Vor fünfhundert bis tausend Jahren, als das Papier noch nicht erfunden und das Pergament selten und theuer, die Wissenschaft der Zeitrechnung wie alle andern meistens nur in den Klöstern daheim war, da hatte man natürlich nur wenig Bücher und also auch wenige Kalender, daß man aber gar noch jedes Jahr einen andern haben sollte, daran durfte man nicht denken, man schrieb also einen Kalender in ein Brevier oder Meßbuch,

und gab nebenbei Anweisung, wie für jedes Jahr die Wochentage, die beweglichen Feste u. s. w. zu bestimmen und zu finden seien. Für's gemeine Volk, das meistens nicht lesen konnte, diente das, was der Pfarrer am Sonntag von der Kanzel verkündet.

Man half sich aber auch durch eigene Reimsprüche, die man leicht im Kopf behalten und mittels derselben ohne Schrift und Buch sich seinen Kalender machen und auf jeden Tag den Wochentag und den Heiligen oder das Fest finden konnte. Das hieß man den Cifio Janus. Auf Latein bestand er in abgebrochenen Silben, wie z. B. eben Cifio für Circumcisio, Beschneidung, oder Pau, Paulus. Im Deutschen waren es schon ganze Wörter und Sätze, die man in Reimstrophen so zusammenfaßte, daß je eine Strophe für einen Monat gerade so viele Worte als der Monat Tage und zugleich einige Namen der auf den Monat fallenden Heiligen enthielt. Der Text als solcher enthielt Unfluth wie einige Beispiele zeigen mögen.



### Jenner.

Jesús das Kind ward beschnitten,  
Drei König vom Orient kamen geritten,  
Und opferten dem Herrn lobesan.  
Antonius sprach zu Sebastian:  
Agnes ist da mit Paula gewesen,  
Wir sollen auch mit genesen.

### Mai.

Philippus das Kreuz erfunden hat,  
Johannes leidet das Delbad.  
Gordian sprach zu Servatio:  
Wir wollen traum nicht baden also,  
Geh flugs und sag Herrn Urban schnell,  
Daß er uns bringe Petronell.

### Augustmonat.

Peter und Steffen manniglich,  
Dswald, Sirtus, der freuet sich.  
Lorenz sprach: das wisse manniglich,  
Maria will fahren zu Himmelrych.  
Bernhard geh, sag das Bartholome,  
Ludwig sagt: das wußt Johannis Haupt eh.

Als das Papier erfunden war und allmählig häufiger wurde und wohlfeiler, wurde der Jahreskalender auf einen großen Bogen geschrieben, den man an der Wand aufhängen oder anheften konnte, so daß man sich immer ausfinden wußte. Dabei waren die Wochentage, die beweglichen Feste und Zeiten und nebst dem Monatsviertel, Sonnen- und Monatsviertel u. dgl. angegeben. Das war zweckmäßig und praktisch, darum nannte man einen solchen Kalender Praktik, wie er jetzt noch oft unter dem Volke so heißt.

Die Erfindung der Holzschnidekunst, welche der Buchdruckerkunst vorausging, wurde sogar zu Herstellung von Kalendern benützt für Leute, die nicht lesen konnten, indem durch gewisse Figuren die Sonn- und Werttage unterschieden, die Zahl der Monatstage und ihre Folge und so auch ein Theil der auf den Monat fallenden Feste in höchst einfacher Weise angegeben war. Der Jänner aus einem solchen illustrierten Bilderkalender mag als Muster dienen.

Die schwarzen Keile sind Werttage, die weißen Sonntage, als Feste bezeichnet das Kreuz den Namen Jesu, der Stern das Fest der heiligen drei Könige, das Beil einen Martyrer, die Glocke den heiligen Anton, dann folgt St. Sebastian, und das Schwert, das Pauli Befehrung andeutet. Muster von solchen Kalendern sind jetzt sehr selten, doch stehen immer noch anstatt der Worte eine Menge Bilderzeichen auch in unserm Kalender, Himmelszeichen, Sonne, Mond und Planeten in ihrem Wechsel, Unterobstäftli, und leider auch rothe Fischlein u. dgl. Wenn man das Alles in Worten sagen und erklären wollte, der magere Hauskalender würde ein fettes Buch.

Jetzt endlich, um's Jahr 1440, kam die Buchdruckerkunst, „Und es ward Licht“ jetzt man gewöhnlich mit Moses hinzu. Es fragt sich aber, ob nicht eben so viel Dunkel oder wenigstens Dünkel damit in die Köpfe gefahren sei. Das Papier ist eben gedulbig und nimmt so gut Dummes als Geschicktes, so gut Schlechtes als Gutes an. Das ist aber dermal nicht die Frage, ich wollte nur sagen, durch die Buchdruckerkunst kamen erst die Kalender recht zu Ansehen und Geltung, wenn auch langsam, denn lange Zeit waren sie noch unter vornehmen Büchern die verachteten Nebenbrödel. Hatte der arme Teufel das Jahr durch seine Dienste als Jahrbuch gethan, so mußte er leider nach dem letzten Christmonat ganz andre und viel schlechtere Dienste thun, was nicht auszusprechen ist.

Man half ihm schon etwas nach, da man dem eigentlichen Monate und Jahrbericht allerlei Gedicht und Geschicht beifügt, in Scherz und Ernst, mit und ohne Holzschnitt, und so wurde allmählig der grobe, schmutzige Durche etwas manierlicher, feiner, eleganter, ja endlich ein von Salben duftendes, auf's feinste geschmücktes Stüberchen, das als Musenalmanach unter allen möglichen Götternamen den schönen Fräuleins bei ihren Buztischen die Aufwartung machte. Von seinem christlichen und klösterlichen Ursprung war da wenig mehr zu vermerken. Am ärgsten mißhandelten ihn die Franzosen vor achtzig Jahren, warfen alle Heiligen und Christenfeste, vor Allem die Fasttage hinaus, ruinirten die Monate und Wochen, welche zu Dekaden mit

zehn Tagen wurden, führten so viele neue Namen und Formen ein, daß es eine höllische Verwirrung absetzte, und das Defadenwesen hielt darum kaum zehn Jahre aus, bis es dem alten christlichen Kalender wieder Platz machen mußte.

Man macht auch heut zu Tage wieder solche Verjuche und möchte für Peter und Paul das Fest Garribaldi-Mazzini einführen. In solcher Umwandlung ist man schon viel weiter vorgeschritten, als man gewöhnlich meint, davon könnte am besten die Theaterwelt reden. Die liegt aber gottlob den meisten meiner Leser zu weit vom Wege ab. Wir andern bleiben also einstweilen bei der alten, langbewährten christlichen Zeitrechnung und Kalenderordnung.

## Der Blinde und der Lahme.

Legende aus der Neuzeit.

Es wollte ein Propst wallfahren gehen  
Nach Rom zum großen Conzile,  
Hat Städte und Dörfer viele gesehen  
Und Bettler auch gar viele.

War ein heilig andächtig Mann,  
Aller Frömmigkeit leuchtende Fadel,  
Obwohl er bis dato noch nicht gethan  
Ein irgend erheblich Mirakel.

Als selbiger Propst auf der Römersfahrt  
Gefommen auf Marie Loreten,  
Hat erst seine Kraft sich offenbart,  
Hat dort ein Mirakel erbeten.

Da kommt ein armer Blinder daher:  
Povero Cieco! Ich armer Blinder,  
Una grazia, Monsignor, gnädig Herr,  
Für mich und meine Kinder!"

"Hier, povero Cieco, du armer Mann,  
Da nimm was ich eben habe,  
Leider ich dich nicht heilen kann,  
Mir fehlt die Wundergabe."

Als solches auch ein Lahmer gesah,  
So rutsch er herbei auf Krücken,  
"O Monsignore, ich bitte schön,  
Wollen auch mich beglücken."

Der Propst versteht: „Wie gern wollt ich,  
Ich könnte euch Beide heilen,  
Kriech hin zum Blinden dort und sprich,  
Er soll mein Geschenk mit dir theilen."

Wohl froh er hin, da erhob sich Streit  
Des Blinden mit dem Lahmen,  
Zum Theilen war Feuer mit nichten bereit,  
Und Beid' in die Haare sich kamen.

Verwundert der Propst dem Streit schaut zu  
Und nicht ohne Aerger und Schrecken,  
Doch saßt er sich bald und drauf im Nu  
Ergreift er den Pilgerstrecken.

Den schwingt er mit propsteilicher Kraft  
Den Beiden über den Rücken:

"Salunken, wenn ihr nicht Ruhe schafft,  
So hau ich sofort euch zu Stücken!"

Doch wie er den ersten Streich versucht,  
Ist sofort das Mirakel geschehen,  
Der Lahme springt auf und ergreift die Flucht,  
Der Blinde hat wieder gesehen.

Die Armen, Unglücklichen beide sind  
Geseit von Siedthum und Wunden,  
Der da lahm war und der da blind,  
Sie haben das Weite gefunden.

Und alles Volk sah das Wunder an,  
Es kamen die Jungen, die Alten,  
Bewundern den Propsten, der das gethan,  
Und ehreten sein mächtiges Walten.

## Memento mori. Denk' an den Tod.

Mitten schon im Leben hält  
Uns der Tod umfangen,  
Wer hilft uns in aller Welt,  
Daß wir Huld erlangen?  
Du, Herr, ganz allein.  
Ob schon unsre Missethat  
Gröblich Dich beleidigt hat.  
Heiliger Herr und Gott!  
Heiliger starker Gott!  
Heiliger barmherziger Heiland!  
O Du ewiger Gott!  
Laß uns nicht verderben,  
Wenn es kommt zum Sterben,  
O Du ewiger Gott!

So hat Notker, ein frommer Mönch von St. Gallen vor bald tausend Jahren gesungen, als er sah, wie über das tiefe Martinstobel bei St. Gallen eine Brücke geschlagen wurde, wobei die Arbeiter an Seilen zwischen Himmel und Erde, zwischen Leben und Tod hingen.

Die Brücke sollte noch immer geschlagen werden, ach, über ein ganz anderes Tobel, die Brücke nämlich von einer Welt in die andere. Die zwei Mäuse, die schwarze und die weiße, d. h. Tag und Nacht, welche einander immer noch ablösen, nagen an einer Grube, gerade auf dem Platz, wo wir stehen oder liegen, langsam, aber stetig und rastlos, und die Grube, ohne daß wir's merken, wird allmählig tiefer und immer tiefer, und meistens hilft der Lebende selbst mit der Schaufel des Leichtsinns und aller Art von Sünde den zwei Mäusen bei ihrem Handwerk, bis er endlich merkt, daß es nicht mehr so rasch und kräftig wie früher vorwärts gehe, und daß er, wie man treffend jagt — schon ein Bein in der Grube, d. h. im Grabe habe. Da fängt man an nachdenkend zu werden, es ist nicht mehr wie es gewesen. Krankheit, Alter geben allen Dingen andre Farbe und Gestalt. Das leichte von Blumen umrannte Gartenhaus der Jugend, voll Duft und Vogelgesang, ist zur dumpfen, feuchten, finstern Gruft geworden, wie sie unser Bild zeigt. Der Rosenstrauch hat verblüht, die Blätter sind schon verdorrt, viele schon verweht; die flotte Burchejake wird zur schweren Carthäuser-Kutte, die rothe Kappe zur weißen Kapuze, am Ledergurt hängt statt des Tabakbentels mit seinen kolossalen Quasten ein ebenfalls kolossaler Rosenkranz; das Rapier ist zur Schaufel geworden, die eben einen Schmiß in's Antlitz der Erde zeichnen will. Und die Bekannten, die lieben Jugendfreunde, wo sind sie? Der letzte geht eben im Hintergrund schweigend vorüber und verliert sich, der Himmel weiß wohin.

Will die Welt sterben? Nein, es bricht noch Licht, helles, warmes Sonnenlicht durch die trüben runden Scheiben in des Bruders trübe Augen. Ist es Abend- oder Morgenlicht? Es ist Beides; für das Leben auf Erden ist's Abendlicht, die Sonne naht dem Untergang, die Schatten werden länger, die Formen und Umrisse der Dinge werden unkenntlich für das äußere Auge, wie für das innere, das Gedächtniß und die Phantasie. Es wird kühl und frostig, wird stille und einsam, denn die Leute ziehen vom Felde heim, das will sagen, die Meisten und Liebsten, die du kanntest, sind gestorben — die Nacht kann nicht mehr ferne sein.

# MEMENTO MORI



Da stehst du einen Augenblick still, alter Mann — und der junge darf und soll ebenfalls an die kommende Nacht denken, denn gegenüber der Ewigkeit ist sie immer nahe — du stehst da, stellst für eine Weile die Arbeit ein und denkst an das, was gewesen und jetzt nicht mehr ist, denkst an die tausend verlorren Stunden, an die tausend Dummheiten, die du gemacht, an die vielen Rosen der Freude, die du gepflückt, sie sind alle verblüht, und an die Dornen der Sorge, des Kummer's; sie stechen nicht mehr — und immer ernster und ernster wird dein Blick, und immer schärfer, immer tiefer dringt er in's Innere des Gewissens, wo er Vieles gar so anders findet als in frühern Tagen.

Jetzt fällt dem Alten plötzlich ein, noch einmal nach außen, nach dem schönen Sonnenlicht zu sehen; es ist ihm, dieses werde immer schöner und heller. Und wirklich, er hatte sich getäuscht, es war nur die Erden-sonne, die zum Niedergang sich neigte. Die Himmels-sonne des Glaubens, der seligen Hoffnung feiert ihren glänzenden Morgen. Der Todtengräber legt die Hand an's Herz, er fühlt es, hört es lebendiger schlagen unter dem Kreuze, das ihn durch's Leben so weit geführt, so treu gestärkt unter dem rauhen Rock der Entsa-gung, den ihm jetzt kein Sammet und kein Purpur ersetzen könnte. O dieses Kreuz, es hängt auch am rauhesten Gewande und an der rauhesten Mauer dieser irdischen Todtengruft, und von ihm herab tönt es noch immer: Vater verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.

Dieses Kreuz, diesen Mastbaum auf dem Schiffe des Lebens, lieber Leser, umklammre immer fester, und jetzt so fest als du vermagst, denn die Wellen stürmen und bäumen sich so hoch, wie noch selten, seitdem die Welt umrollt. Der Sturm mit Nacht, Toben, Donnergebrüll und Geheul aller Lüfte mühte zur Verzweiflung reizen, wüthten wir nicht, daß hinter all diesem Getümmel die Sonne, an die unser Planet geletet ist, ruhig und beruhigend den von einer höhern Sonne gezeichneten Pfad wandelt. Sie wandelt ihn auch in der Weltgeschichte, wo Sturm und Gewitter ebenfalls die giftreiche Luft reinigen, die Fluthen klären, die Erde befruchten, die Menschen an eine übermenschliche Macht und Weltordnung mahnen muß.

Das ist ein nicht eben lustiges Kalenderstücklein, es ist nämlich ein etwas ernster Abschied des alten Kalendermanns, der seit zweiunddreißig Jahren allerlei in Scherz und Ernst, in guten und bösen Tagen, mit und ohne Bild mit dem katholischen deutschen Volke verkehrt hat. Wenn auch dieses Volksbüchlein die große Theilnahme, die es gefunden, größtentheils dem ausgezeichneten Kleide, das ihm die Hrn. Verleger angezogen haben verdankt, so dürfte doch auch des Schreibers Text, selbst wenn er seinem Publikum den Text gelesen hat, nicht unwillkommen gewesen sein. Daß ihn solches nicht zu eitel mache, dafür haben genug andere Richter gesorgt, welche mein Geschreibsel gar anrücklich und volksverdummend gefunden haben. Das Urtheil kam aber gewöhnlich von solchen Leuten, von denen der geduldige Job sagt: sie meinen, die Weisheit selbst werde sterben, wenn sie einmal nicht mehr seien, was wir doch nicht hoffen oder fürchten wollen.

Also scheiden wir in Frieden.  
Nichts für ungut!  
Junges Blut, altes Blut,  
Ist verschieden,  
Hat ungleiche Gaben,  
Könnte man's beisammen haben,  
Müßte es auf Erden  
Besser werden.

## Sankt Gerold oder der Einsiedler und der Bär.

### I.

Sankt Gerold zieht aus Sachsenland,  
Und mit dem Büßerkleide  
Vertauscht er süßliches Gewand  
Und Schande mit der Freude.

So zieht er mit dem Eiselein,  
Dem Träger seiner Habe,  
Bis in die Alpen tief hinein  
Am hohen Pilgerstabe.

Und als er so die Klaus erreicht,  
Nicht fern vom jungen Rheine,  
Dem Eiselein die Kraft entweicht,  
Sinkt auf die Vorderbeine.

„Soll das des Himmels Zeichen sein  
Bei diesem Fels zu bleiben?“  
So fragt der Pilger, „aber nein,  
Ich muß dich weiter treiben.“

Das Eiselein steht murrend auf,  
Hat allen Muth verloren.  
Woh! fürder geht sein träger Lauf,  
Doch hängt es tief die Ohren.

So geht es über Stod und Stein  
Durch Fluß und Thal und Schluchten  
In's enge Walsersthal hinein,  
Das Menschen selten suchten —

Bis endlich eine grüne Stell  
Im Walde sie erreichen  
Mit frischem immerklarem Quell  
Und ein Paar hohlen Eichen.

Da fällt der Langohr wieder hin,  
Das war das rechte Zeichen.  
Gerold versteht des Falles Sinn,  
Will nicht von dannen weichen.

Und in der alten Eiche Bauch  
Erwählt er sich die Zelle,  
Nährt sich nach alter Klausner Brauch,  
Trinkt aus der nahen Quelle.

So lebt er fromm und stille hier  
Im heiligen Büßerorden,  
Daß selbst des Waldes wild Gethier  
Mit ihm vertraut geworden.

Vor allem war ein plumper Bär  
Zu dienen ihm geschäftig  
Und half, als ob er pflichtig wär,  
Dem Alten tren und kräftig.

Im Winter bricht er manchen Ast  
Und schürt sogar die Flamme,  
Und trägt zur Klausen manche Last,  
Geduldig gleich dem Lamme.

So lebt Gerold, nur Gott bekannt,  
Ein wahres Himmelleben,  
Weil über allen Erdentaub  
Ihn Glaube, Liebe heben.

Da war ein Cruzifix sein Buch,  
Gebet war seine Speise;  
So rüstet er im hárnen Tuch  
Sich zu der großen Reise.

### II.

„Wo ist denn heut mein Famulus,  
Mein Bärlein hingerathen?“  
So denkt Gerold halb mit Verdruß  
In seiner Eiche Schatten.

Da, horch! von Ferne Jagdgeschrei,  
Das hallt im Walde wieder,  
Und — schnaubend stürmt der Bär herbei,  
Stürzt vor dem Alten nieder.

Bald rennen durch den dichten Tann  
Die Rüden mit Gebelle,  
Und bald ein schmucker Rittersmann  
Erreicht die Klausnerzelle.

Wie dieser hier den Bär gewahrt,  
Da will er ihn erschlagen,  
Doch plötzlich ist sein Arm erstarrt,  
Und er beginnt zu jagen.

Denn sieh, der greise Eremit  
Mit fromm verklarter Miene  
Dem Jäger sanft entgegentritt,  
Als ob ein Geist erschiene.

„Was hat mein Diener dir gethan?  
Verschon' ihn, laß ihn leben,  
Ihn hat auf meiner Dornenbahn  
Zum Schutz mir Gott gegeben.“

Der Graf von Jagdberg — Also hieß  
Der Jäger, sinkt zur Erde  
Und senkt voll Ehrfurcht Haupt und Speiß  
Mit staunender Geberde.

„Fürwahr, mit dir ist Gotteshand,  
Wie diese Wunder zeigen;  
So nimm denn hin den Wald, das Land,  
Auf ewig sei's dein Eigen.“

Mein Eigen sei auf Erden nichts,  
Ich weihe Gott die Gabe,  
Ihm bring' ich sie — Geroldus spricht's  
Und reißt zu Meinrads Grabe.

Hier opfert er auf dem Altar  
Des Eigenthumes Scholle,  
Und bringt sie Gott dem Herren dar,  
Daß er sie segnen wolle.

Doch an der hohlen Eiche Statt,  
Des Klausners enger Zelle,  
Ein Kloster sich erhoben hat  
Mit Kirche und Kapelle.<sup>1)</sup>

1) Die älteste Legende erzählt hierüber wie folgt:

Item, und do S. Geroldus nun kund gethan wurd, daß ihn Gott von dieser Welt berufen und erfordern wollt, do übergab der lieb Herr beatus Geroldus sin Gottzhus zu sant Gerold, und sine zwen Sün, auch sin Land und Lüt, und was er hinter ihm verließ, unser lieben Frowen der Mutter Gottes zue Einsiden, das alles zue Eigen, und opfert ihr das uf, und macht dies Gottzhus zu sant Gerold zum Fryen zu einer Jüral und Tochter der Mutter Gottes zu Einsiden. —

Item, nach dem allem do der lieb Herr beatus Geroldus sin Testament und Ordnung also gesetzt und vollendet hat, gab er uf sinen Geist, und besahle sin Seele dem allmächtigen Gott in sine Hand. Do begruben und bestabenten sine Sün ihn löblich und ehrlich in dem würdigen Gottzhus zu sant Gerold: da er noch uf hütigen Tag begraben ligt.

Item, und darnach beliben sine zwen Sün Chuono und Adkritus zu sant Gerold ihr Leben lang, sungen und lasen do die siben Jyt, als fromm andächtigt Benediktiner und führten ein strengs seligs Leben, und nach dem Willen Gottes, do sturbend si bald säliglichen zu sant Gerold, und furend ihr aller dreyer Seelen zu ewiger Seligkeit, und ligend och noch uf hütigen Tag da begraben.

## Brand von Chicago.



Keine Stadt in der Welt hat ein so rasches Wachsthum gehabt als Chicago. Die Entwicklung der „Gartenstadt“ gleicht einem Märchen. Im Jahre 1829 besand Chicago aus einigen Holzhütten mit 30 Blafgeschütern, die zwischen den Wigwams der Pottawatomies wohnten. Es war der kleinste unter den kleinen indianischen Handels-

posten und lag auf einem Damm mitten in den Sümpfen, wo Tausende von Stinkthieren und Wisamratten der Büchse oder Falle des Jägers zur Beute fielen und wo, wie sich noch Lebende zu erinnern wissen, Wolf und Panther auf einander trafen. Im Jahre 1870 zählte aber Chicago 297,718 Einwohner, die in 45,500 Häusern wohnten.

Vom April 1867 bis April 1868 wurden hier 60 Millionen Bushels Getreide zugeführt und 55 Millionen Bushels verschifft. Chicago war die Kornkammer der Welt. Chicago war auch der Hauptstapelplatz für Fleisch. Vom April 1867 bis April 1868 wurden hier 1,883,373 Schweine und 313,797 Stück Rindvieh geschlachtet; und in den 10 Jahren von 1858 — 1868 sind in Chicago beinahe 11 Millionen Schweine geschlachtet worden. Das Schlachten und Zurichten der Schweine für den Handel geschah durch Menschen und Maschinen so schnell und wie spielend, daß ein Schwein, welches quiesend in die Schlachthanstalt hineingetrieben ward, nach nicht vielen Minuten eingesalzen und verpackt am andern Ende herauskam. Gewaltig war der Handel mit Bauholz.

Und binnen 24 Stunden sind von den 60,000 Häusern, die es in Chicago bis zum 8. Oktober 1871 gab, 13,500 in einen meilengroßen Aschen- und Schutthaufen verwandelt und 92,000 Personen sind dadurch obdachlos geworden. Gerade der Hauptgeschäftstheil der Stadt und alle Gebäude, welche den Stolz von Chicago bildeten, sowie der ganze deutsche Stadttheil sind zerstört worden. Die Ruinen hatten eine Länge von 7 und eine Breite von 2 englischen Meilen.

Die Entstehungsgeschichte des Brandes ist noch immer ein ungelöstes Räthsel; denn daß das Feuer in einem Kuhstall durch Umwerfen einer Kerosin-Lampe entstanden sein soll, das ist nicht erwiesen, vielmehr von den Besitzern des Stalles feierlich als Lüge erklärt worden.

Von den vielen und ausführlichen Schilderungen dieses gräßlichen Brandes, den auch die beigegebenen Bilder, obgleich sehr ungenügend darstellen, bringt der Kalender nun die Beschreibung eines deutschen Augenzeugen, dessen Glaubwürdigkeit unverdächtig ist.

Am Samstag den 7. Oktober 1871 schon brach im Südosten von Chicago Feuer aus, das mehrere Millionen Dollars Schaden anrichtete. Am Sonntage Morgens war es jedoch unter Controle der Feuerwehr, und wir fürchteten nicht das Geringste mehr. Der Sonntag verstrich angenehm. — Wir hielten schön Gottesdienst, wie gewöhnlich, in unserer herrlichen Kirche. Am Abende sahen wir Priester im Garten bis gegen 10 Uhr, als auf einmal die Feuerlocke anschlug. „Schon wieder Feuer“, sagte P. Prior. Weil es aber in den amerikanischen Städten oft brennt, so kümmert man sich im Ganzen wenig um Feuerlärm. Man ist daran gewohnt. Wir sahen nichts vom Feuer und begaben uns sorglos zu Bette. Um 2 Uhr 30 Minuten andern Morgens wurden wir von einem Manne aufgeweckt. Wir sollten doch das Feuer ansehen, meinte er. Wir begaben uns sofort dahin. Es war fast über eine halbe Stunde Wegs dahin, auf der andern Seite des Flusses Chicago. Man mußte sich in respektvoller Entfernung halten, wegen der enormen Hitze des gewaltigen Elementes. Weil wir nichts thun konnten, so kehrten wir wieder heim. Auf dem Rückwege fanden wir die große Brücke, über die wir gekommen waren, im Brande. Wir wagten uns hinüber, weil wir nicht wußten, wie es mit den andern Brücken stünde. Etwas nach 3 Uhr 30 Minuten Morgens kamen wir nach Hause. Hier angekommen, gewahrten wir sofort eine fürchterliche Feuersbrunst ganz im Norden von Chicago. Dort war der Himmel wie Blut. Es erhob sich nun auch schon ein gewaltiger Sturmwind, der den neuen Thurm der Cathedrale stürzte. P. Prior meinte, es sollte einer von uns celebriren, um den Inhalt der Ciborien zu consumiren. Ich entschloß mich dazu, bloß der Vorsicht wegen. Es war etwa 1/4 Uhr Morgens vorüber,

als ich in unserer Hauskapelle an den Altar trat. Man hatte mir den Speisekelch aus der Kirche geholt, wie auch einen andern vom Schwesternkloster. Als ich das erste Dominus vobiscum sagte, sah ich zu meinem Schrecken hinter unserer Kirche die Wasserwerke von Chicago im Brande. Wenige Minuten darauf zerplatzten mit fürchterlichem Krachen die Dampffessel des ungeheuren Werkes, und von nun an hatte die ganze Stadt Chicago keinen Tropfen Wasser mehr. Beim Sanctus kamen der Prior und ein anderer Priester, P. Anselm, und riefen von der Thür her zu: ich solle eilen, sonst würde ich nicht mehr aus dem Hause kommen. Ich konnte auf das hin gar nicht mehr eilen, weil ich die Worte nicht mehr recht herausbrachte, Licht und Hitze drangen bereits schon so herein zu mir, daß ich ganz geblendet kaum mehr lesen konnte. P. Anselm half mir consumiren, und darauf eilten wir davon. Während ich die Stiege herunterkam, ging auf einmal all unser Gaslicht aus. Nun war es mir klar, daß auch die Gaswerke bereits im Feuer waren. In meinem Zimmer ergriff ich hastig meinen Hut und meinen Koffer; der noch schön gepackt war, weil ich erst 4 Tage vorher in Chicago angekommen war. Den Koffer brachte ich bis in den Gang des Hauses. Dort mußte ich ihn stehen lassen. Nicht einmal meine Stiefel konnte ich mehr anziehen; bin in Hausschuhen davongelaufen. Auf der Straße angekommen, fand ich die Luft entsetzlich heiß, so daß ich kaum athmen konnte. Ich stürzte daher fort, um nicht sterben zu müssen, bis ich endlich bald bessere Luft bekam. Dort lehnte ich mich an den Zaun und holte tief Athem. Ich war einer Ohnmacht nahe gewesen. Bald fühlte ich mich leichter und ging weiter. Nun erst konnte ich mich ein wenig umsehen. Welch Entsetzen! Auf den Straßen sah es einer Völkermwanderung gleich. Diese Scenen, die da vor unsern Augen vorgekommen, lassen sich nicht beschreiben. Es ist hart, daran zu denken, und härter noch, davon zu reden. Die Kranken wurden theils auf dem Rücken fortgetragen oder geföhrt, oder auf ihren Strohsäcken fortgeschleift. Ein Kranker schleppte selbst sein Bett eine kleine Strecke, bis er ohnmächtig zusammenstürzte. Wir suchten Leben in ihn zu bringen, hatten aber keinen Tropfen Wasser — nichts — und wir konnten nicht bleiben, weil es zu heiß ward. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Es war mir unmöglich, Hilfe zu bekommen — zwei konnten ihn nicht forttragen. Eine englische Meile von unserer Kirche kehrte ich in einem Hause unserer Gemeinde ein und glaubte dort vielleicht sicher zu sein. Weil ich mich entsetzlich schwach fühlte, bat ich die Frau um etwas Nahrung. Sie gab mir ein Glas Wein und Kuchen. Ich war noch kaum fertig damit, als ich schon die Hitze kommen fühlte. P. Prior war auch herbeigekommen. Wir eilten wieder weiter. Tausend und tausend brennende Schindeln und halbe Bretter und glühende Kohlen von einem halben Fuß Durchmesser flogen in den Lüften herum und durch die Strahlen dahin. Und diese Millionen und Millionen Funken! Die ganze Luft am Himmel glühte. Es regnete Feuer auf uns von allen Seiten. Eine Frau trug ihren Säugling auf den Armen daher, als ein Brand niederfiel, ihr die Hände verbrannte, so daß sie das Kind fallen lassen mußte. Das Kind ist ihr vor den Füßen verbrannt. . . . Wir begaben uns 2 Meilen weiter und nahmen unsere Zuflucht zu den Redemptoristen-Vätern an der schönen Michaelskirche. Als die Herren uns daherkommen sahen, ahnten sie, was uns begegnet war. Sie weinten belle Thränen mit uns, hießen uns willkommen in ihrem Hause und versicherten uns, daß wir bei ihnen eine Heimath hätten, so lange sie eine

haben würden. Wir erzählten ihnen sofort, daß seit 4 Uhr unsere Kirche, Schule, Wohnhaus und Schwestern-Kloster im Feuer ständen. Nachdem wir daselbst Frühstück genommen, eilten wir wieder nach verschiedenen Seiten auseinander, um zu sehen, welchen Weg das Feuer noch nehmen würde. Ich ging gegen das Waisenhaus zu und sah bald, daß die Gebäude hinter demselben im Feuer standen. Es öffneten sich auch schon die Thüren des Hauses, und kamen die lieben Kleinen zwei und zwei schön, wie sie sonst in die Kirche gehen, aus demselben gezogen. Eines half dem Andern fort, die Größeren den Kleinern, während die Schwestern die Findlinge und die ganz Kleinen auf den Armen trugen. Die Kinder mit den Schwestern weinten bittere Thränen. Auf den Straßen war so viel Staub, daß man kein Auge aufthun konnte, ohne sie gleich voll Sand zu haben. Wir alle, Katholische und Protestantische, wein-

ten eben mit diesen Kindern. Es waren ihrer wohl über 200. Diese Kinder mußten an jenem Tage nahezu 2 Stunden weit gehen, bis sie bei den Jesuiten in West-Chicago Unterkommen fanden. Ich verfügte mich sofort zum Krankenhause, das die Alexianer-Brüder haben. Die Brüder hatten ihre Kranken bereits fortgeschleppt. Dort setzte ich mich auf die Vorstufen des Gebäudes, ängstlich abwartend, ob das Feuer auch daher seinen Weg nehmen würde. Bald fing eine Kirche in der Nähe furchtbar zu brennen an, und nun sah ich, daß nicht allein das Krankenhaus verloren wäre, sondern auch der ganze andere Stadttheil, und somit auch die Kirche der Redemptoristen und deren Gemeinde überhaupt. Ich eilte daher zu den Redemptoristen, wo wir uns einquartirt hatten, und brachte ihnen die Trauerkunde mit der Weisung, Alles zusammen zu packen. Es war 11 Uhr Morgens, als ich zurückkam, und da hörten wir Vene-



Brand an der Hafenseite von Chicago.

dictiner die schreckliche Nachricht, daß von unserer Gemeinde kein Haus übrig geblieben ist. Wir halfen nun den Patres Redemptoristen die Bibliothek einpacken und Alles im Garten vergraben. Vom Fortbringen konnte keine Rede sein, weil man um 1000 Dollars keinen Wagen hätte bekommen können.

Um 3 Uhr Nachmittags flohen wir Benedictiner von dort weiter und nahmen unsere Richtung zu den Jesuiten im westlichen Theile von Chicago. Zwischen 4 und 5 Uhr brannte auch schon die herrliche Michaelskirche. Die Redemptoristen haben ihre Zuflucht auf's Land genommen, in's deutsche Waisenhaus. Wir kamen spät Abends erst bei den Jesuiten an, die uns sehr freundlich und mittheilsdöll aufnahmen. Unsere Schwestern (Benedictinerinnen) fanden wir des andern Tages bei den Schwestern vom heil. Herzen Jesu einquartirt.

Wir waren voll Ruß und mit Augen voll Sand bei den Jesuiten angekommen und am andern Morgen (Dienstag) mußten wir mit unsern blutrothen Augen und schwarzen Gesichtern an den Altar. Ich las die Messe schon um 5 Uhr Morgens, um nicht gesehen zu werden. Wasser war halt keines zu haben. Erst nach 4 Tagen bekam die Stadt wieder Wasser. Unser Erstes am Dienstage war — die Ruinen zu sehen von unserer Kirche und zugleich unsere Gemeinde aufzusuchen. Wir hatten wirklich Mühe, unsere Kirche wieder zu finden. Endlich fand unser Fuhrmann die Cathedrale, und von dort aus wußten wir den Platz zu finden, wo unsere Kirche gestanden. Dort angekommen, stiegen wir ab, setzten uns auf die Steine nieder und weinten miteinander wie Kinder. In einem Lande, wo man mit vieler Mühe aus den Spenden der Gläubigen allein Kirchen und Schulen baut, ist ein solcher Verlust unendlich

hart. Und doch hätten wir ihn gerne getragen, wäre uns nicht auch die Gemeinde abgebrannt. Soweit nun das Auge reichte, sahen wir hie und da nur Ruinen, und oft große Strecken weit gar nichts mehr. Wir fuhren durch's ganze Terrain und dann in's Land hinaus auf die Prärien. Da lagen oft so an 10 und 20 Tausend Menschen auf einer Wiefe. Es mögen wohl über 100 Tausend innerhalb einem Distrikte von 6 Meilen sich gelagert haben. Die Einen hatten ihre Betten, die Andern oft gar nichts als die Nachtleider am Leibe. In der Nacht hatte es geregnet und war empfindlich kalt geworden. Wir haben alte Frauen getroffen, die keine Strümpfe noch Schuhe an den Füßen hatten. Da waren Kinder geboren auf freiem Felde und oft gleich mit den Müttern gestorben. Der Jammer war herzbrechend. Es gelang uns, hie und da ein Mitglied unserer Gemeinde zu finden. Diesen befaßten wir es, Allen zu sagen, wen sie immer aus der Gemeinde anträfen, daß sie sich in der Franciscus-Schule auf den Donnerstag versammeln sollten, um zu berathen, was zu thun sei. Noch immer, selbst am Donnerstag nach dem Brande, irrten viele Kinder herum und suchten ihre Eltern, und Männer ihre Frauen. Um 2 Uhr Nachmittags (Donnerstag) gingen wir 4 Priester zur Versammlung. Als wir dort eintrafen, fand eine eigenthümliche Bewegung statt in der ganzen Versammlung. Wir konnten einander nur ansehen und die Hände brüden. Die Gemeinde bat uns sofort, daß wir Priester sie nicht verlassen sollten. Es ward nun beschlossen, daß Einer dem Andern hilft, so gut es geht, daß die Gemeinde beisammen bleibt mit einem Priester, und daß die andern Priester auswärtig bei den deutschen Brüdern Geld, Kleider, Nahrungsmittel zc. betteln für die Arbeitslosen, Arbeitsunfähigen und ganz Verarmten. Wir setzten ein Comité von 12 Männern ein, die nachsehen sollten, wer am bedürftigsten ist, damit diesen erste Hilfe werde. Der Priester (an der Spitze des Comité's) wird von den andern auswärtig bettelnden Priestern Alles zugesandt bekommen zc. zc. Wir nahmen sofort Abschied von Allen und verfügten uns von da aus unmittelbar auf die betreffenden Eisenbahnhauptstationen. Ich nahm 18 Schwestern (Benedictinerinnen) und 6 Waisenkinder von Chicago nach Erie. Man ließ uns unentgeltlich nach Erie reisen. In Erie fing ich gleich die Collecte an. Von dort nahm ich 8 Schwestern weiter nach St. Mary's und 3 nach Newark. Wir haben sie so unter die verschiedenen Häuser vertheilt. P. Prior nahm 10 Schwestern nach Johnstown, wovon er einige nach Carrolltown that. — Seit ich auf der Reise bin, habe ich über 80 große Kisten voll Kleider nach Chicago gesandt und bereits so viel Geld zusammengebracht, daß wir eine hölzerne Nothkirche und Schule bauen konnten. P. Prior und ein anderer Pater bettelten auch fleißig im Westen (Cincinnati). Sie sehen also, wie weit ich es jetzt gebracht habe. Die Benedictiner sind zwar keine Bettel-Mönche, aber hie und da müssen sie halt doch auch betteln. Ich habe so an 10,000 fl. beisammen und hoffe noch weitere 10,000 fl. zu erlangen. Wenn der P. Prior und andere Herren miteinander auch so viel bekommen, wie ich allein, so brauchen wir nicht zu verzweifeln.

### Die grauen Schwestern.

Jeder Katholik, welcher ehemals die große und nun so traurig berühmte Hauptstadt Frankreichs besuchte, kennt gewiß das lange Haus in der „Rue du Bac“ mit seiner unabsehbar weissen Fagade und der weiten „porte cochère“<sup>1)</sup>, durch welche täglich Hunderte von armen Men-

1) Das hohe Eingangs Thor.

schen und zahllose grau gekleidete Nonnen aus- und eingehen. Eine stattliche, angenehm duftende Lindenallee reicht von dem großen Portale bis zur schönen und geräumigen Kirche St. Vinzenz und dient zugleich auch als sicherer Wegweiser zum großen Sprechhause, wo die guten Schwestern, in ihrem schlichten, grauen Gewande und dem weissen, geflügelten Kopfschmuck, in echt christlicher Liebe, Arme und Hungernde speisen, Bedrängte trösten, Kranke aufnehmen und auch mühsige Besucher freundlich empfangen. Das ist das weltberühmte Mutterhaus des so zahlreichen Ordens der grauen Schwestern, die ihr Leben ausschließlich dem Dienste der leidenden Menschheit weihen. Wie ein geschäftiger Bienenschwarm fliegen hier des Morgens diese heldenmüthigen Töchter des hl. Vinzenz v. Paula, auf Füßeln hl. Liebe, nach allen Richtungen der Weltstadt aus, um das schöne Wort ihres hl. Stifters zu verwirklichen, der da zu ihnen Allen sprach: „Euere Klöster seien die Hospitäler; euere Zellen die Hütten der Armen; die Straße sei euer Kreuzgang; der hl. Gehorjam und die Furcht des Herrn euere Claujur; Bescheidenheit und Nächstenliebe die Richtschnur eueres Lebens.“ Ferne vom geliebten Mutterhause wirken täglich Hunderte dieser frommen Schwestern in demselben Sinn und Geiste, nach derselben hl. Regel und mit derselben gläubenden Gottes- und Nächstenliebe. Dieses Haus, das gewiß jedem katholischen Herzen und insbesondere den Verehrern dieser wohlthätigen Ordensfrauen so theuer ist, stand während der letzten, grauenvoller Tage der Communeherrschafft in großer Gefahr und nur durch Gottes allweise Vaterhand wurde ein schwarzes Verhängniß von der hl. Stätte abgewendet.

Schon gegen die Mitte des Monats Mai 1871 waren beinahe alle barmherzigen Schwestern der Stadt aus ihren Klöstern verjagt und ausgewiesen worden. Die Töchter des hl. Vinzenz waren allein noch verschont geblieben, aber auch sie sahen mit Bangen der düstern Zukunft entgegen. Ihre Ahnung sollte nur zu bald in Erfüllung gehen. In der Frühe des 15. Mai erhielt die Generaloberin des Ordens von befreundeter Hand die Anzeige, daß im Laufe des Tages ihre Anstalt untersucht und alle Schriften der Kanzlei unter Siegel gelegt werden sollen. Sofort wurden die nothwendigsten Schritte gethan und man bereitete sich, so gut es eben möglich war, zur plötzlichen Abreise vor. Der Tag verging ruhig und ohne Störung, nur wuchs die Zahl der eingebrachten Verwundeten stündlich mehr an. Eine ganze Woche verfloß in der gleichen Weise; — aber die Tage erschienen den guten Schwestern wie Jahre, denn Furcht und Spannung hatte sich aller Herzen bemächtigt und täglich langte Kunde an von der plötzlichen und gewaltsamen Auflösung religiöser Genossenschaften.

Am 22. Mai Abends 8 Uhr erklang die Klostersglocke außerordentlich heftig. Die Pfortnerin öffnete sorgenvoll und erblaßte, als sie eine bewaffnete Schaar Republikaner erblickte, die im Namen der Commune Einlaß begehrten. Gemäß ihrer längsterhaltenen Instruktion fragte sie freundlich, ob „die Herren“ ihren nächtlichen Besuch nicht bis zum Tagesanbruche verschieben könnten, indem eine plötzliche Störung der Nachtruhe den Kranken Schaden bringe?

Mehrere Bürger ließen sich nun durch die demüthige Bitte der freundlichen Pfortnerin erweichen und versprachen, die Erlaubniß und Genehmigung ihres Vorstandes über diesen Punkt einzuholen. Der Trost ging von dannen. Die Oberin, welche von ihrem Arbeitszimmer her die Straße überschaute, mußte bald, wenn dieser nächtliche Besuch galt, und befaß alle Schwestern diese Nacht zu durchwachen. Bald erschien wieder ein Abgesandter der Commune mit